Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 31. Posen, den 5. August. 1883.

Die ersten Thränen.

Novelle von Julius Keller.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Ohne daß Vater und Sohn es bemerkt, hatte Hortense sich mit Nanette verständigt — und als diese später eintrat, sagte Hortense:

„Unsere Sitzung hat sich heute ein wenig verspätet, lieber Herr Christ. Sie müssen deshalb schon so freundlich sein, mit Ihrem Herrn Vater ein kleines Diner bei mir einzunehmen.“

Darauf öffnete Nanette die Thür zu dem anderen Zimmer, in welchem ein Kellner aus dem benachbarten Restaurant bereits den Bouillon servirte.

Hortense hatte verschiedene Weigerungsgründe zu bekämpfen, ehe man sich zu Tische setzte. Der alte, an Entbehrungen gewöhnte Mann fühlte sich in dem neuen, so unerwartet gefundenen Kreise außerordentlich behaglich. Fühlte er sich doch nach langer, trüber Zeit wieder einmal an dem Platze, an den er seiner Bildung und früheren Lebensstellung nach hingehörte. In dem beglückenden Gedanken, seinen Sohn wieder gefunden zu haben, und in der Hoffnung auf eine freundlichere Zukunft gewahrte er nicht, daß jene beiden jungen Leute ein ernster Gedanke beschäftigte: der Gedanke an die bevorstehende Trennung fürs Leben.

VI.

Nachdem das kleine Diner beendet war, empfahlen sich Vater und Sohn bald, ihre freundliche Wirthin in tiefster Niedergeschlagenheit zurücklassend.

Mit jeder Stunde war die heiße Liebe in Hortense's reinem Herzen gewachsen, es schien zerspringen zu wollen, wenn sie daran dachte, daß sie Georg niemals wiedersehen sollte.

Der alte Herr von Roden wurde von Nanette bereits mit der Mittheilung empfangen, daß es mit dem gnädigen Fräulein wieder sehr schlecht stehe; und wie Recht das Kammermädchen hatte, sah er an den gerötheten, verweinten Augen seiner lieben Nichte.

Vergebens suchte er sie mit allen möglichen Trostgründen zu beruhigen. Er sprach von dem schnell verfliegenden Rausch jeder ersten Liebe des Menschenherzens, — Hortense glaubte ihm nicht. Sie gehörte zu jenen Wesen, die nur einmal lieben!

Der alte Herr wurde schließlich sehr erregt und rief ingrimmig:

„Ich könnte diese Frau, die meinen armen Liebling so unglücklich macht, vergiften!“

„Aber Onkel, was sind das für lästerliche Reden? Sie mag leben und an seiner Seite recht glücklich sein! Die Kinder mögen gedeihen und ihren Eltern Freude machen .... Ich wünsche es aus vollstem Herzen, ich erflehe es vom Himmel, nur damit er, er nicht unglücklich ist! .... Könnte ich es doch nicht ertragen, ihn elend und kummerbeladen zu wissen!“

Langsam versiegte die durch die letzten Tage fast erschöpfte Thränenquelle.

„Wenn ich nur wüßte, was ich für ihn thun könnte,“ sprach Hortense dann sinnend; „ich möchte ihm so gern den Weg ebnen, damit er ein berühmter Maler werde. Ich möchte ihn von allen kleinlichen Sorgen befreien! — Für seinen Vater müssen wir eine passende, gute Stellung finden! — Weißt Du was, Onkel, wenn Herr von Bergstein dem braven alten Manne nicht eine solche Stellung verschafft, hat er gar nicht mehr nöthig, um meine Hand zu werben, welche Absicht er Dir also bereits verrathen hat! Ich werde es ihm zur Bedingung machen, daß Georgs Vater durch eine gute Stellung lebenslänglich reichlich versorgt wird! Meinst Du nicht, Onkel?“

„Wie Du willst, wie Du willst, mein Kind.“

„Herr von Bergstein wird morgen Vormittag zu mir kommen und dann werde ich die Sache gleich einleiten.“

„Habt Ihr morgen Sitzung?“ fragte Herr von Roden.

„Nein, Georg .... Herr Christ wird zu Hause ein wenig arbeiten.“

Und wann wird die letzte Sitzung sein?“

„Uebermorgen.“

„Wirklich?“

„Wirklich!“

„Er wird dann nie mehr wiederkommen?“

„Nie mehr! Er wird seiner Familie ganz zurückgegeben sein.“

„Und wenn er ohne Deine Aufforderung wiederkäme?“ fragte der Onkel gespannt.

In den Augen Hortense's blitzte ein fester Entschluß.

„Dann würde ich ihn nicht empfangen.“

„Wenn er es öfters versuchte, sich Dir zu nähern?“

„O, Du kennst ihn nicht, Onkel! Hätte ich ihn einmal beleidigt, so sähe ich ihn niemals wieder! Daß ich ihn beleidigen werde, wenn er einen Annäherungsversuch machen sollte, darauf mein Wort, Onkel!“ — — —

Nach durchwachter Nacht kam der Morgen.

Schon um elf Uhr erschien Herr von Bergstein mit glückstrahlendem Gesicht vor Hortense.

„Mein verehrtes, gnädigstes Fräulein, Sie sehen mich entzückt! Der Bazar ist über alle Erwartung glänzend ausgefallen, man überschüttet mich mit Anerkennungen, die gesammte Presse nennt meinen Namen!“

Jetzt erst küßte er ihre Hand und sprach dann in Ekstase weiter:

„Ein Vermögen ist eingenommen worden, man wird Hunderte von Menschen glücklich machen können!“

„Und wann wird das geschehen?“

„Darüber ist noch Nichts bestimmt. Die Hauptsache ist, daß wir das Geld haben. Ueber die Verwendung werden wir schon das Nöthige zu bestimmen wissen.“

„Ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen,“ fiel Hortense Herrn von Bergstein in's Wort, „und bitte Sie deshalb, mir einige Augenblicke schenken zu wollen.“

„In der That, ich vergaß Ihnen mein Entzücken darüber auszudrücken, daß Sie so liebenswürdig waren, für diesen Morgen meinen Besuch zu befehlen. Selbstverständlich ist meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, unbegrenzt!“

„Es handelt sich um einen Akt menschlicher Gerechtigkeit. Es gilt, einem Manne, der durch unverschuldete Schicksalsschläge in's Elend gekommen ist, zu helfen, ihn aus seiner traurigen Lage zu befreien.“

Herr von Bergstein sah ein wenig enttäuscht drein.

„So?“ fragte er langsam und spielte mechanisch mit den Quasten seines Sessels.

„Ich habe mit dem betreffenden Mann ausführlich ge-

sprochen, und bin überzeugt, daß er ehrlich, fleißig und jeder Unterstützung werth ist!“

Herr von Bergstein sah sie einen Augenblick schweigend an.

„Mein verehrtes, gnädigstes Fräulein,“ sagte er dann etwas nachlässig, „was die ehrlichen, fleißigen Menschen heutzutage betrifft, so werden sie stets durch eigene Kraft ihr Fortkommen finden. Wenn der betreffende Mann herunter gekommen, stellen- und beschäftigungslos ist, so muß das seine gewichtigen Gründe haben. Er wird eben — Sie verzeihen wohl den harten Ausdruck — ein Taugenichts sein. Vertrauen Sie meiner Menschenkenntniß, gnädigstes Fräulein, die — — —“

Er verstummte bestürzt vor dem lodernden Blick der Empörung, mit dem Hortense ihn ansah. Sie stand hoch aufgerichtet vor ihm.

„Wie können Sie es wagen, mein Herr,“ sagte sie scharf, einen Mann, den ich hochachte und für den ich jede Bürgschaft übernehme, auf solche Weise zu beleidigen?! Ich muß Sie bitten, meine Worte künftighin höher zu achten, als Sie es soeben thaten. Sie beleidigen m i c h, wenn Sie einen Mann beschimpfen, den ich ebenso hoch achte und schätze wie jeden Anderen . . . wie Sie!“

Der elegante Herr stand fassungslos vor der erzürnten jungen Dame.

„Pardon, Pardon, mein gnädigstes Fräulein,“ stotterte er, „hätte ich gewußt, daß Sie sich in so eingehender Weise mit dem Manne beschäftigt haben und zu einem so günstigen Urtheil über ihn gekommen seien, so hätte ich mich auch selbstverständlich nicht in so schroffer Weise ausgesprochen . . . . Ich werde inzwischen darüber nachdenken, in welcher Weise dem Manne geholfen werden könnte, und wenn wir gelegentlich einmal wieder — — —“

„Ich bitte, Herr von Bergstein, nicht gelegentlich,“ unterbrach ihn Hortense, „es muß auf der Stelle energisch für den armen Mann gehandelt werden. Er ist gebildet, versteht die Buchführung und besaß einst ein blühendes Geschäft. Er wurde das Opfer von Elenden, denn er gerieth in die Hände falscher Spieler.“

„Falscher Spieler?“ fragte Herr von Bergstein erblassend.

„Fragen Sie ihn selbst,“ sagte Hortense, als in diesem Augenblicke der alte Christ, von Nanette hereingeführt, eintrat.

Einen Ausruf des Erschreckens nur mühsam unterdrückend, prallte Herr von Bergstein entsetzt zurück.

Erstaunt sah Hortense zu ihm auf.

„Ein Unwohlsein, ein Anfall von Schwindel,“ preßte Herr von Bergstein mühsam hervor, indem er die Hand an die Stirn legte. Mit außerordentlicher Willenskraft versuchte er, das nervöse Zittern, welches seinen Körper durchflog, zu unterdrücken.

Hortense beobachtete ihn mit wachsendem Erstaunen.

„Hier ist der Mann, von welchem ich sprach,“ sagte sie, auf den Greis deutend, „Herr Emanuel Christ.“

Sah Hortense, daß Herr von Bergstein erbebte, als sie den Namen aussprach? Daß seine Lippen sich krampfhaft aufeinander preßten und er sich auf den Rand des Tisches, neben welchem er stand, mühsam stützen mußte?

Mit schwankenden Schritten ging er auf den bescheiden Dastehenden zu.

„Sie haben keine Stellung?“ fragte er unsicher.

„Nein.“

„Fräulein von Roden sagt mir, daß Sie fleißig und ehrlich und nur durch herbe Schicksalsschläge um Ihre Habseligkeiten gekommen seien?“

„Durch meine eigene Schwachheit, Herr von Bergstein, und durch böse, elende Menschen, die mich ausplünderten . . . . . . durch falsche Spieler.“

„Die Sie dann aber der Gerechtigkeit überliefert haben?“

Seine Blicke schienen bei dieser Frage das Gesicht Christs durchbohren zu wollen.

„Das konnte ich nicht thun, denn nachdem man mir fast Alles, was ich besaß, geraubt, wanderte ich aus. Allerdings wurde, wie ich später erfuhr, wenige Tage nach meiner Abreise die Gesellschaft entdeckt und aufgehoben. Der Mann aber, welcher hauptsächlich an meinem Unglück schuld ist, entkam leider.“

„Haben Sie ihn jemals wieder gesehen?“ fragte mit wachsender Erregung Herr von Bergstein, während Hortense ihn sprachlos vor Verwunderung anstarrte.

„Niemals.“

„Würden Sie ihn wieder erkennen, wenn Sie ihm jemals begegneten?“

„Das weiß ich nicht.“

„So wissen Sie sich also auch nicht mehr seiner Persönlichkeit zu erinnern?“

Emanuel Christ blickte sinnend zu Boden.

„O doch,“ sagte er dann zögernd. „Er war groß und schlank, er hatte eine Gestalt wie — verzeihen Sie mir — fast wie die Ihre und trug einen Bart — wie Sie.“

Herr von Bergstein ließ sich auf einen Sessel nieder.

„Setzen Sie sich doch auch,“ sagte er hastig.

„Sie scheinen erregt, Herr von Bergstein,“ sprach Hortense, „sind Sie nicht wohl?“

„Es ist nicht von Bedeutung,“ entgegnete jener ausweichend. Und dann sich wieder zu Christ wendend, sagte er: „Ich will Ihnen gern nützlich sein, namentlich da Sie von meiner schönen Freundin so warm empfohlen wurden. Ich hoffe zuversichtlich, daß sich bald eine passende Stellung für Sie finden wird . . .“

„Sie wird sich finden, lieber Herr Christ,“ warf Hortense ein, „ich werde nicht nachlassen, Herrn von Bergstein an sein Versprechen zu erinnern.“

„Seien Sie nun so freundlich,“ sagte dieser, „mir einige Notizen, die ich unumgänglich erhalten muß, wenn ich Sie an maßgebender Stelle empfehlen soll, zu diktiren.“

Hiermit nahm er sein Notizbuch hervor und zog langsam die Handschuhe aus.

Emanuel Christ näherte sich Herrn von Bergstein.

„Bitte noch einmal um Ihren Namen.“

Der Alte antwortete und Herr von Bergstein schrieb den Namen in sein Notizbuch.

„Wie alt sind Sie?“ fragte er weiter.

„Zweiundsechzig Jahre.“

Mit Emanuel Christ ging eine seltsame Wandlung vor. Sein Antlitz überzog plötzlich eine fahle Blässe; seine Augen starrten wie geistesabwesend auf die Hand des Schreibenden.

„Wo geboren?“ fragte dieser.

„In Wien.“

Die Antwort kam heiser, zitternd aus der Kehle des Greises.

Erstaunt wandte Herr von Bergstein sich nach ihm um.

Der alte Mann stand wie eine Bildsäule, die glänzenden Augen noch immer starr auf dessen Hand gerichtet, keuchend und unfähig zu sprechen, neben ihm.

„Was ist Ihnen, Herr Christ?“ fragte Bergstein und seine Stimme schien zu zittern.

Der alte Mann wies bebend auf des Fragenden rechte Hand, an der ein prachtvoller, seltener Ring, dessen Steine von einer barock schönen Fassung umgeben waren, wunderbar blitzte und leuchtete.

„Dieser Ring!“ keuchte fast außer sich der alte Mann, „dieser Ring! . . . Ich kenne ihn und würde ihn nie, niemals vergessen! — — — Diesen Ring trug jener Mann, der mich ins Elend gestürzt, der mich beraubt! — — — Ich sehe noch heute erschreckend deutlich die schlanken weißen Finger, wie sie sich ausstreckten nach meinem Golde und es gierig einscharrten! Und dabei blitzte der kostbare Ring, wie's kaum einen zweiten geben kann, so lustig und glänzend, daß mir's tief in die Seele schnitt! . . . Die Hand mit dem Ringe sah so aus, wie diese da, gerade so, wie diese! . . . Mir ist, als säße ich am Spieltisch und sie streckte sich wieder aus nach meinem Golde, nach meinem Hab und Gut, — — es ist mir, als ob das dieselbe grausame Hand sein müßte!“

„Elender!“ schrie Bergstein aufspringend, „Du lügst!“

Aus seinem heiseren Ton, aus seinen wuthverzerrten Zügen sprach deutlich die Schuld.

Mit Entsetzen hatte Hortense die Scene beobachtet. Die Entdeckung, daß der Mann, welchen sie zu ihrem Gatten hatte erwählen wollen, ein Elender, ein Betrüger sei, hatte sie auf das tiefste erschüttert.

„Ja, er ist es, er muß es sein," rief Emanuel Christ mit bebender Stimme, während er sein Gegenüber mit glühenden Blicken betrachtete. „Jetzt steht mir sein Bild wieder klar vor Augen, jetzt erkenne ich seine Züge! Die Hand mit dem wunderbaren Ringe, dessen Blitzen bei meinen furchtbaren Verlusten mich fast wahnsinnig machte, hat ihn verrathen!"

Herr von Bergstein war ein Opfer des Schreckens, der ohnmächtigen Wuth geworden. So unvorbereitet war die plötzliche Entdeckung über ihn gekommen, daß er kein Wort der Vertheidigung fand. Er fühlte, daß man ihm nicht glauben würde, daß er verloren sei!

Hortense hatte ihre Fassung wieder gewonnen, gebieterisch erhob sie ihre Hand nach der Thür. Herr von Bergstein verstand den stummen Befehl. Ohne den Blick zu erheben, ohne Gruß verließ er das Zimmer.

Einen Augenblick herrschte tiefstes Schweigen im Zimmer Hortense's.

„Setzen Sie sich zu mir, lieber Herr Christ," sprach diese endlich, „erholen Sie sich. Verzagen Sie nicht, Ihr Wunsch wird doch erfüllt werden, dafür lassen Sie mich sorgen."

Sie führte den vor Erregung zitternden alten Mann zu einem Sessel.

„Sie sind ein Engel!" sagte er, und warme Verehrung leuchtete in seinen Augen.

Vor Hortense's Blicken stand Georg. Sie füllte zwei Gläser und sprach mit bewegter Stimme:

„Auf das Wohl Ihres Sohnes!"

Die Gläser klangen zusammen. Ein eisig kalter Hauch durchzog Hortense's Herz.

Das Bild war vollendet — die Trennungsstunde schlug.

Georg und Hortense standen sich gegenüber, um Abschied von einander zu nehmen für immer.

„Leben Sie wohl, Herr Christ," sagte Hortense, mühsam ihre Erregung bemeisternd, „ich wünsche Ihnen aus vollstem Herzen Glück! Mögen all' Ihre Wünsche in Bezug auf Ihre Hoffnungen, Ihre Pläne für eine glänzende Zukunft in Erfüllung gehen!"

„Noch einmal, gnädiges Fräulein, danke ich Ihnen herzlich für die warme, liebenswürdige Theilnahme, die Sie mir und meinem armen Vater geschenkt haben. Wie es mir auf meinem ferneren Lebenswege auch ergehen, welches Geschick mich auch treffen möge, niemals werde ich die holde Fee vergessen, die mir so aufopfernd beigestanden. Hat sie mich doch davon überzeugt, daß es noch Wesen giebt, die für ihre Mitmenschen ein warm schlagendes Herz, eine selbstlose Theilnahme haben. Leben Sie wohl, mein verehrtes Fräulein! . . ."

Er drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre kleine Hand.

„Leben Sie wohl!" flüsterte Hortense mit erstickter Stimme, „seien Sie so glücklich, wie Sie es verdienen, und vor Allem: möge Ihnen auch der häusliche Friede zeitlebens gesichert bleiben, das eheliche Glück im Kreise Ihrer Familie!"

Georg neigte dankend den Kopf und ging. An der Thür aber blieb er plötzlich stehen und sagte schnell:

„Nein, gnädiges Fräulein, ich kann es nicht über mich gewinnen, mit einer Lüge auf dem Gewissen von Ihnen zu scheiden."

„Sie hätten eine Lüge auf dem Gewissen?"

„Allerdings."

Er blickte verlegen zu Boden, indem er fortfuhr:

„Als ich mich Ihrem Herrn Onkel vorstellte, sagte ich ihm, um seiner Protektion würdiger zu erscheinen, daß ich eine Frau, daß ich Familie hätte. Ich griff zu dieser Nothlüge, um dem Uneingeweihten meine Ohnmächtigkeit den Verhältnissen gegenüber begreiflicher zu machen, und schämte mich später die Lüge zurück zu nehmen. Jetzt aber, in der Trennungsstunde, darf ich nicht mit einer Unwahrheit auf den Lippen von Ihnen scheiden . . ."

Hortense stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Sie haben wirklich keine Frau?" fragte sie schnell und erregt.

„Gewiß und wahrhaftig nicht!"

„Mein Gott, wie konnten Sie mich dann so quälen?"

„Ich hätte Sie durch diese Lüge gequält?"

„Namenlos!"

Ein heller Freudenschein überfluthete Georgs Antlitz. Er näherte sich ihr lebhaft und rief athemlos:

„Wäre es möglich, daß die Ahnung, welche wiederholt in mir aufstieg, mich nicht getäuscht, daß Sie — — — O, ich wage es nicht auszusprechen. Sagen aber muß ich Ihnen nun Alles, Alles, was meine Seele bewegt! Ich muß Ihnen gestehen, Hortense, daß ich Sie aus vollstem Herzen liebe, daß mein Leben Ihnen, nur Ihnen gehört! Ich wollte schweigen, wollte diese Liebe tief in meinem Herzen begraben, wußte ich doch, daß Ihre Hand nicht mehr frei war, daß ich, ein Künstler ohne Ruf und Namen, nichts, gar nichts hoffen und wünschen dürfe! Sie weinen, Hortense?"

„Sie böser, böser Mensch," schluchzte das schöne Mädchen, „mich ohne jeden Grund so sehr zu quälen!"

„Hortense, so hätte ich Ihre Liebe wirklich errungen?"

„Ja, sehen Sie es denn noch nicht," rief Hortense unter strömenden Thränen.

Mit einem jubelnden Freudenschrei schloß Georg sie in seine Arme.

Hortense's Thränen aber versiegten bald, selig lächelte sie den Geliebten an und sagte:

„Hätt' ich doch niemals geglaubt, daß Ihr Männer in solchen Angelegenheiten so schwer begreift!"

* * *

Herr von Bergstein war am anderen Morgen bereits aus Berlin verschwunden.

Zwei Wochen nach den erzählten Begebenheiten wurde die Kunstausstellung eröffnet; die Spekulation Georgs blieb nicht ohne Erfolg. Das Porträt Hortense's erregte Aufsehen und der junge Künstler erreichte, was er bezweckt: man wurde auf ihn aufmerksam, man würdigte dessen Talent.

An demselben Tage fand ganz im Stillen die Verlobung Hortense's und Georgs statt. Nur der alte Herr von Roden und der alte Emanuel Christ waren bei dem kleinen Souper zugegen — aber die vier Personen fühlten sich so recht von Herzen glücklich und zu einander gehörig.

Als Onkel Roden einen Toast auf das junge Paar ausgebracht hatte, umschlang Georg seine holde Braut und flüsterte:

„Wir werden uns immer gut bleiben, nicht wahr? Du wirst immer glücklich an meiner Seite sein?"

„Du böser, einziger Mann," flüsterte sie zurück, „Deinetwegen hab' ich die ersten Thränen geweint!"

„So Gott will, mein theures Mädchen, waren es auch die letzten!"

Vom ollen Blücher.

Erzählung von Karl Neumann-Strela.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage war Frau Barbara Pappel mit einer Weckuhr zu vergleichen. Sie erfüllte die Pflicht der Wirthin und donnerte lange so mächtig an die Thür, bis Jochen durch Räuspern und Grunzen sein Erwachen zu erkennen gab. In übler Laune erhoben sich Herr und Diener. Dem Einen schwirrte der Verlust im Weinhause durch den Kopf; der Andere, der freilich gleich „Lunte merkte," war böse auf den Herrn. Der Fürst mußte sich's wieder gefallen lassen, daß ihn Jochen für einen Kleiderständer zu halten schien. Er war so heftig, eckig und plump in jeder Bewegung, als er ihm beim Ankleiden half, und reichte ihm Mütze und Handschuhe mit einer Miene hin, in der der herbste Tadel lag.

In frischer Luft schöpfte Blücher sehr tief Athem. „Also die Kur beginnt, das Vergnügen fängt an! O Doktor, der Du mir das auferlegtest, wärest Du doch an meinem Platz! Was hatte ich gestern für ein Pech! Aber wartet nur, ihr Kerls,

euch nehme ich den Raub gleich heute wieder ab! Meine Tante — deine Tante, gestern dir — heute mir! . . . Ob all' die guten Leute, die mich aus reiner Liebe fressen wollten, wieder auf der Promenade bummeln werden? Können mir sämmtlich gestohlen werden, bis auf Goethechen, der doch 'n wahrer Prachtkerl ist. Wenn er nur nicht so fürchterlich steif wie ein Ladestock wäre! Aber daß er ein Herz hat, merkt man doch gleich, er hat nicht Wasser wie die Andern, er hat richtiges Blut im Herzen!"

Die ersten Becher wurden unter Seufzen und Aechzen geleert. Zum Ergötzen Aller schüttelte sich der Fürst nach jedem Schluck. Dann folgte die Bewegung in der Allee. Diesmal ließ es die Gesellschaft beim freundlichsten Grüßen bewenden; einer zweiten Gefahr, vom „Marschall Vorwärts" fast über den Haufen gestoßen zu werden, setzte man sich lieber nicht aus. Nur Goethe gab ihm bis zum Ende der Allee das Geleite. Die nächsten Stunden vergingen ihm viel zu langsam; erst am Abend in der Hinterstube hellte sich seine Miene wieder auf. Doch wie bald lagen neue Schatten auf seinem Gesicht! Pharao oder Roulette, gleichviel, ein Dukaten nach dem andern schwand auf Nimmerwiedersehen. Gestern dir und heute mir, das traf nicht zu. Mit Ingrimm sah der Fürst sein Geld zum Bankhalter wandern, er griff zum Glase, um sich den Aerger zu vertreiben, kam erst spät mit leichter Tasche heim und hatte einen wüsten Kopf, als die Weckuhr Frau Barbara Pappel an die Thüre klopfte.

Auf dem Wege zur Quelle tröstete ihn die Hoffnung, daß ihm Fortuna am dritten Abend gnädiger wäre. Doch die launische Göttin hatte ihm gänzlich den Rücken gekehrt. Eine ganze Woche erschien er regelmäßig am grünen Tische, verließ aber Abend um Abend das Weihaus mit dem Gedanken: „Wieder Pech, wieder futsch! Wenn doch der Satan die Kerls zu Pflaumenmus zerquetschte!" Sein Gang war langsam, seine Bewegung schwerfällig geworden; er hatte die straffe Haltung verloren und senkte zuweilen den Kopf. Das Spiel während der Kur und der Groll über den Verlust mußte ihm schädlich sein. Eines Morgens, bevor er zum Brunnen ging, fühlte er sich auffallend matt und gedrückt. „Als hätte mir Einer einen Mühlstein auf den Schädel gelegt! — Ach was, ich glaube wirklich, es kommt blos davon her, weil ich bei das Wassertrinken nicht rauchen thu'! Mag der Doktor sagen, was er will, ich kehr' mich nicht dran, ich nehme meine Feldpfeife mit!" Zwar machte Jochen ein bitterböses Gesicht und fing wieder an mit Röcken, Bürsten, Decken und Wäsche zu „schmeißen", aber dem Herrn war das „ganz ejal." Er zündete die Pfeife an, steckte die Schweinsblase ein, die den Kanaster enthielt, und machte sich auf den Weg. Es fiel ihm ein, die Quelle auf einem kurzem Umwege zu erreichen; er liebte den frischen Duft, der von den Wiesen kam. Er lenkte den Schritt dorthin und setzte sich auf einen Stein am Wiesenrand, aber der würzige Duft konnte ihn nicht erfreuen, und auch die Pfeife schmeckte ihm nicht. Nur aus alter Gewohnheit behielt er sie im Munde. Diese Schwere in den Gliedern, dieser Druck im Kopfe! Am liebsten hätte er die Augen geschlossen und ein wenig genickt.

„Was will denn der von mir?" fragte er sich. „Glotzt mir der Kerl nicht an, als wäre ich ein Wunderthier? Steht da mitten auf dem Wege und schiebt die Beine vor und wieder zurück, scheint noch nicht recht zu wissen, ob er mich anreden soll. Ein Bettler? Sieht mir doch gar nicht so aus. Aha, jetzt nimmt er die Mütze ab, den ollen Blücher will er kennen. — Na, mein Sohn, heda, mal her zu mir. Quetsche Dich mal aus, wenn Du was auf dem Herzen hast. Die Mütze setze auf, ich bin nicht der liebe Gott, und jetzt schieß los!"

Der Mann folgte dem Rufe und trat rasch vor den Fürsten hin. „Um Vergebung, Durchlaucht, wenn ich Ihnen lästig falle," fing er seine Bitte an. „Ich hörte neulich, daß Sie Fürst Blücher von Wahlstatt sind. Ich kam eben zufällig hier vorbei, sah Sie sitzen und die Pfeife rauchen. Da schoß es mir plötzlich durch den Kopf, daß Durchlaucht mir helfen könnten. Ich heiße Hubert Lork, habe das Porzellanmalen erlernt, und kann ohne viel Rühmens von mir sagen, daß ich Gesichter auf Pfeifenköpfe zu malen verstehe. Ich habe bisher kein Glück gehabt, weder hier noch in Prag oder Wien; wo ich Arbeit suchte, fand ich sie nicht. . . . Ihr Gesicht aber Durchlaucht! Sie sind ein weit und breit berühmter Herr! Wer Ihr Gesicht auf Pfeifenköpfen in den Handel bringt, ist ein gemachter Mann! Ich hätte plötzlich Glück, wenn ich's dürfte, ich könnte einen Hausstand gründen, und an die Hochzeit denken. Durchlaucht, helfen Sie mir. Es war gewiß nicht bloßer Zufall, daß ich vorüberkam, Sie hier sitzen und rauchen sah. Wollen Sie mir gestatten, daß ich Sie zeichnen darf? Und kann ich dann Pfeifenköpfe mit Ihrem Portrait verkaufen?"

„Den Deiwel auch," schrie der Fürst, „das fehlte mir noch!" Er hatte Hubert reden lassen, ohne ihn zu unterbrechen; jetzt aber, während er ein Gesicht wie Jochen schnitt, war seine Ruhe vorbei. Er erhob sich hastig und schob die Pfeife in die Tasche. „Ich soll mir zeichnen lassen? Ich soll mir auf Pfeifenköpfe bringen lassen? Ne, mein Sohn, von so was ist der olle Blücher kein Freund! Jeder Demelack soll mir im Munde haben können? I bewahre, bedanke mich davor! Wenn ich erst mal in's Gras gebissen habe, dann könnt ihr mit mir machen, was ihr wollt, dann kann ich's nicht verbieten, aber so lange ich noch in des lieben Herrgotts Sonne kucken darf, lasse ich mich auf dergleichen Sachen nicht ein. Thut mir leid, mein Sohn, daß ich Dir nicht helfen kann. Male ein anderes Gesicht auf Deine Köpfe, meinetwegen den Napolejon, adjes."

Er grüßte flüchtig mit der Hand und wandte sich kurz ab. Sein Bescheid wäre freundlicher gewesen, hätte er sich wohler gefühlt. Er bereute jetzt, daß er nicht gleich zur Quelle gegangen war, selbst der nur kleine Umweg fiel ihm schwer. Als er das Bassin erreichte, aus dem die Brunnenmädchen das Wasser schöpften, ging er mit seinem Becher zur nächsten Bank; ein Knabe in der Nähe mußte die andern Becher für ihn füllen lassen und sie ihm reichen. „Oller Blücher," brummte er zwischen Lippe und Kelchesrand" vor sich hin, „was ist mich das mit Dir? Hättest Du schon die Reisestiefeln an? Käme die letzte Reise aber nicht doch ein bischen früh? Du lieber Herrgott da oben, wenn Du jetzt schon Generalmarsch blasen wolltest, so paßte mir das nicht recht. Ich muß zu Hause doch auch noch bauen. Der Schafstall mag bald fertig sein, aber es dreht sich auch um neue Pferdeställe, und meine Frau will 'ne neue Milchkammer haben. Also lieber Herrgott, ich sollte denken, Du ließest das Blasen noch ein bischen sein. Kommen muß ich natürlich, wenn Du willst, aber Eile mit Weile, sagt immer mein Jochen, wenn ihm was nicht paßt."

(Fortsetzung folgt.)

Rossini hatte einst eine Einladung zu Tische bei einer Dame angenommen, deren Diners auf die allerökonomischeste Weise eingerichtet waren. Die Mahlzeit, an welcher der berühmte Komponist theilnahm, machte keine Ausnahme von der allgemeinen Regel, und er stand beinahe hungrig von der Tafel auf. — „Hoffentlich werden Sie mir bald wieder die Ehre schenken, bei mir zu speisen," sagte die Dame beim Abschiede zu ihm. — „Sogleich noch ein Mal, wenn es Ihnen genehm ist!" versetzte Rossini.

Die Uebertreibungen gewisser Provinztheater-Kritiker sind ihrer Ergötzlichkeit wegen schon vielfach reproduzirt worden. Vor uns liegt der „Anzeiger" einer westfälischen Provinzialstadt, er enthält eine Besprechung der Vorstellung von Reuter's „Inspektor Bräsig", in der es wörtlich heißt: „Der in unser Theaterensemble neu eingetretene Herr Tuchert, bekanntlich (?) ein Mecklenburger, hatte als Inspektor wirklich großartige Momente, z. B. als er auf dem Kirschbaum stand, da sahen wir ein Genrebild, werth durch den Pinsel eines Vautier oder Knaus festgehalten zu werden." — Die Herren Vautier oder Knaus lassen sich aber auch Alles entgehen!

Im Erfinden origineller Titel legen die transvogesischen Bühnendichter ein unleugbares Geschick an den Tag. So arbeiten z. B. gegenwärtig zwei junge Pariser Autoren gemeinsam an einem Stücke, welches den interessanten biblischen Titel hat: „Josephine, von ihren Schwestern verkauft!"

Verantwortlicher Redakteur i. V.: S. Ptaszynski in Posen. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.